

JANE CASEY
Der Ungnädige

Buch

Die Öffentlichkeit feiert ihn als Helden: den Unbekannten, der zwei verurteilte Pädophile zu Tode gefoltert hat. Selbst für die Kripo haben die Morde nicht allerhöchste Priorität. Nach Ansicht der jungen Ermittlerin Maeve Kerrigan ist diese Art von Selbstjustiz jedoch unerträglich, und gegen alle Widerstände macht sie es sich zur Aufgabe, den selbst ernannten Richter und Henker jener Toten dingfest zu machen. Als aber die Gewalt eskaliert, muss sie sich entscheiden, wie weit sie für die Gerechtigkeit gehen will.

Autorin

Jane Casey wuchs in Dublin auf, studierte Englisch in Oxford und Irische Literatur am berühmten Trinity College in Dublin. Nach dem Studienabschluss arbeitete sie in verschiedenen Verlagen als Jugendbuchlektorin. Sie lebt mit Katze Fred, ihrem Mann, einem Strafverteidiger, und dem gemeinsamen Sohn in London.

Von Jane Casey ist bereits erschienen:

Die Vermissten (37521)

Der Brandstifter (37520)

Jane Casey

Der Ungnädige

Thriller

Deutsch von Franka Reinhart

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»The Reckoning« bei Ebury Press, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2013
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Jane Casey

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlagillustration: bürosüd°, München

Redaktion: Kerstin Kubitz

lf · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38010-7

www.blanvalet.de

Für James

Das Licht ist nicht gut. Am Anfang ist nicht viel zu erkennen.

Das Monitorbild flackert und verschwimmt, während die Kamera versucht, in dem dunklen Innenraum etwas einzufangen. Es ist eine Handkamera – das Video ruckelt und wackelt, erfasst Details, die auf einen beengten Raum hindeuten – eine niedrige Decke, eine schmutzige Plane auf dem Boden. Nach 19 Sekunden kann der Betrachter anhand der gerundeten Form eines Radkastens darauf schließen, dass die Szene in einem Lieferwagen, und zwar einem nicht allzu großen, gefilmt wurde.

Als die Kamera sich schließlich auf das richtet, was auf der Plane liegt, hantiert die Person hinter der Kamera kurz herum und schaltet ein Licht ein. Danach ist es so hell, dass die Schatten nur noch den Bildrand verdunkeln. Das hier ist wichtig. Das muss man sich genauer ansehen.

Das ist der Grund für diesen Film.

Die Kamera beginnt bei ihren Füßen, die dreckverschmiert in hochhackigen Sandaletten stecken. Sie schwenkt weiter nach oben, verweilt auf den Oberschenkeln, die unter einem weißen Kleid zum Vorschein kommen, das denkbar kurz ist. Der Plisseerock ist fast bis zu den Hüften hoch-

gerutscht. Sie liegt auf der Seite, ihre Hände sind entspannt, ihr Gesicht wird von den lockigen, blonden Haaren verdeckt. In die Strähnen sind kleine Blumen eingeflochten. Auf der Haut glänzt hier und da etwas Glitzerpuder auf, die Gliedmaßen schimmern im Licht. Neben ihrem Gesicht liegt eine mit Strass besetzte Maske achtlos abgestreift auf der Plane. Die langen rosa Bänder, die sie zuvor gehalten hatten, kringeln sich in wirrem Durcheinander. Es fällt nicht gleich auf, dass der Schatten auf einem der Bänder nicht vom Licht herrührt, sondern von einer dunkelroten Flüssigkeit, die den Stoff durchtränkt hat.

Die Falten ihres Kleides sind mit winzigen dunkelroten Flecken übersät – Tröpfchen, geformt wie kleine Kometen.

Und auf ihrer vollen Unterlippe, kaum sichtbar zwischen den Haarsträhnen, schwillt ein dicker, tieferer Tropfen, der hinunterrollt, gerade als sich die Kamera darauf richtet, und in der kleinen Lache landet, die sich unter ihrem Kopf gebildet hat.

Auf die Details kommt es an, aber es ist nicht genug zu erkennen, nicht, solange die Haare ihr Gesicht verdecken. Die Kamera ruckt zur Seite, und für einen Moment kommt eine Hand ins Bild, greift nach einem Bündel ihrer Locken und wirft es zur Seite.

Jetzt kann man alles erkennen.

Jetzt erkennt man den Bluterguss, der die eine Wange dunkel färbt. Jetzt erkennt man die bröckelige Mascara an den Wimpern, die Farbreste in den Lippenfältchen. Jetzt erkennt man die Rundung ihrer Brüste. Jetzt sieht man, dass sie hübsch ist, jedoch nicht perfekt. Ihre Nase ist zu kurz und zu breit, ihre Lippen sind zu voll, ihr Kinn ein bisschen zu eckig. Jetzt sieht man auch, dass sie sehr jung ist.

Ein Zittern, zu schwach, um es eine Bewegung zu nennen – und die Kamera weicht ein Stück zurück, bleibt aber

auf ihr Gesicht gerichtet. Ein Stirnrunzeln schiebt ihre Augenbrauen aufeinander zu, zieht ihre Mundwinkel nach unten – für einen Moment gleicht ihr Gesicht dem eines schmollenden Engelchens auf der Skizze eines alten Meisters. Und dann öffnet sich ein Auge, ziellos zunächst, blassblau.

Die Kamera wackelt, bewegt sich auf und ab, völlig unkoordiniert. Es ist ein Lachen. Die Person hinter der Kamera lacht.

Plötzlich kommt Ton zu der Aufnahme hinzu, was dem Ganzen eine zusätzliche Dimension verleiht. Ein Rascheln, als die junge Frau sich aufsetzt. Mit einer Hand schirmt sie das Licht von ihren Augen ab. Atmen hinter der Kamera, flach und schnell – voller Erregung und Erwartung.

Die blauen Augen sind jetzt zusammengekniffen, der Blick ist fokussiert; sie ist wach. Sie fährt sich mit der Zunge über die Lippen, schmeckt das Blut, erfasst das Ausmaß ihrer Verletzungen.

Ein Moment des Schweigens.

Dann, gänzlich unerwartet, lächelt sie – ein dreieckiges, humorloses Lächeln zwar, aber unverkennbar ein Lächeln. Der Ausdruck ihres Gesichts ist katzenhaft, gefährlich. Sie wirft das Haar zurück, setzt sich auf die Fersen und streicht ihren kurzen Rock glatt. Und als sie spricht, ist ihre Stimme völlig ausdruckslos. Es ist keinerlei Anzeichen von Angst darin zu entdecken, was beinahe so bemerkenswert ist wie das, was sie sagt, bevor der Ton abbricht und der Bildschirm wieder schwarz wird.

»Du sitzt ja so *dermaßen* im Dreck.«

Teil 1

»Es ist merkwürdig, wie gänzlich unbeachtet man leben und sterben kann in London. Wirklich gibt es Unzählige in der großen Hauptstadt, ... die nicht einen einzigen Freund besitzen und um die sich niemand, wirklich gar niemand kümmert.«

Charles Dickens, Londoner Skizzen

MITTWOCH

Maeve

Wenn mich jemand gefragt hätte, hätte ich gesagt, dass für die Kripo zu arbeiten auch nicht anders ist als jeder andere Job – reichlich Routine und ab und zu ein bisschen Aufregung. Das war natürlich eine glatte Lüge. Die Wahrheit war, dass es mit keinem Job der Welt zu vergleichen war, obwohl es natürlich immer auch gute Tage und schlechte Tage gab. Die schlechten Tage waren allerdings oftmals unerträglich schlecht. An schlechten Tagen musste man viel zu dicht neben einer verwesenden Leiche stehen und den Brechreiz im Griff behalten. An schlechten Tagen gab es blindwütige Gewalt ohne Zeugen auf nächtlichen, verwaisten Straßen. An schlechten Tagen erlebte man aus dem Ruder gelaufene Familienschlägereien, Drogenopfer in schäbigen Zimmern, bettlägerige Alte, deren Nachbarn sich erst dann bequemten, die Polizei zu rufen, wenn der Gestank unerträglich wurde. Ich sparte es mir, die schlechten Tage zusammenzuzählen; das Ergebnis wäre vernichtend ausgefallen. Aber ich konnte sie verkraften. Ich kam damit klar.

Allerdings war ich mir noch nicht so sicher, ob ich mit meinem neuen Fall klarkommen würde oder genauer gesagt mit meinem neuen Vorgesetzten. Ich wusste nicht, ob ich

es ertragen konnte, wenn jeder Tag zu den schlechten gehörte, wenn mich jede Minute eigentlich nur näher an die Grenze zur totalen Entmutigung brachte. Ich starrte durch das Autofenster, hörte mit halbem Ohr dem Fahrer neben mir zu und wünschte mir sehnlichst, woanders zu sein und vor allem in anderer Gesellschaft.

Eigentlich war eine solche Lustlosigkeit ganz und gar untypisch für mich, aber im Moment sah ich nur noch schwarz. Ich befand mich auf dem Weg zu einem Tatort, den ich mir lieber erspart hätte, und das obendrein in Begleitung von Detective Inspector Josh Derwent – einem von zwei Neuzugängen dieses Dienstrangs in unserem Dezernat. Sowohl er als auch der andere DI, Keith Bryce, hatten früher bereits mit Godley zusammengearbeitet. Das schien aber auch schon alles zu sein, was sie gemeinsam hatten. Bryce umwehte ständig eine leise Melancholie, und sein Gesicht sah so zerknittert aus wie seine Anzüge. Derwent war jünger und stand in dem Ruf, extrem arbeitswütig und streitsüchtig zu sein. Soweit ich es bisher beurteilen konnte, stand er auf rasantes Fahren, Kuschelrock und hörte sich ausgesprochen gern reden. Es hieß, dass er Widerspruch von jüngeren Kollegen nicht ertragen konnte. »Mit Vorsicht zu genießen« war der allgemeine Rat, der im Büro die Runde machte, und ich beobachtete ihn verstohlen, während er fuhr, wild beschleunigte, heftig bremste, fluchte und einhändig das Steuer herumriss, als säße er an einer Spielkonsole und nicht im Auto mitten in den verstopften Straßen von London. Das Autoradio war auf einen hirnlosen Dudelsender eingestellt. Derwent sang gelegentlich mit – völlig unbefangen, obwohl er mich überhaupt nicht kannte. Das soll nicht heißen, dass ich das Potenzial hatte, jemanden nervös zu machen, und schon gar nicht jemanden wie ihn. Schließlich war ich die Jüngste unter den

Detective Constables und er ein Inspector mit 15 Jahren Diensterfahrung.

Aber ich war fest entschlossen, nicht voreilig über ihn zu urteilen. Ich hatte meinerseits genug unter unqualifiziertem Tratsch gelitten, unter den zahlreichen Vermutungen, die anhand meines Aussehens, meiner Körpergröße, meines jugendlichen Alters und meines Namens angestellt wurden. Als Superintendent Godley mich also in sein Büro zitierte, wo Derwent schon gegen die Glaswand gelehnt stand, die den Chef vom Rest der Abteilung trennte, ahnte ich nichts Böses. Ich hätte es besser wissen sollen. Selbst jemand so Unerfahrenes wie ich wusste eigentlich, dass es der richtige Moment war, nervös zu werden, wenn der Chef einem nicht direkt in die Augen sah.

»Maeve, ich nehme an, Josh Derwent kennen Sie noch nicht, oder? Er übernimmt bei dem neuen Fall, den wir in Brixton reingekriegt haben, die Leitung. Es ist mehr oder weniger ein Doppelmord.«

Derwent bedachte mich mit einem flüchtigen Blick, ohne den Hauch eines Lächelns. Er war nicht besonders groß, wirkte durch seine muskulöse Hals- und Schulterpartie jedoch ziemlich imposant und erinnerte mich insgesamt an eine Bulldogge. Um als gutaussehend durchzugehen, war er zu grobschlächtig, doch sein kurz geschorenes Haar, sein markantes Kinn und das gebrochene Nasenbein in Kombination mit der Sonnenbräune, die er sich offenbar beim Marathontraining zugelegt hatte, gaben ihm schon etwas Prägnantes. Man überlegte es sich ganz sicher zweimal, ob man sich auf eine Auseinandersetzung mit ihm einließ. Das Marathonlaufen war ein Hobby, das eher auf Missfallen stieß bei meinen Kollegen, weil die meisten schon einen kurzen Gang zum Snack-Automaten als Sport werteten. Ihrer Ansicht nach war Langstreckenlauf übler Masochismus und ein

weiteres Zeichen dafür, dass Derwent nicht über den Weg zu trauen war. Ich selbst konnte mir zwar nicht erklären, wann er Zeit zum Trainieren fand, aber eigentlich war mir das auch egal. Auf jeden Fall war er bestens in Form. Durchschnittlich erschien sein Äußeres eigentlich nur deshalb, weil er mit dem Chef im selben Raum stand, denn es gab nicht besonders viele Männer, die es in dieser Hinsicht mit dem Chef aufnehmen konnten. Mit seiner beeindruckenden Körpergröße und dem Haar, das schon in jungen Jahren eine silberweiße Farbe angenommen hatte, war Godley bemerkenswert attraktiv. Seine Wirkung auf andere entging ihm ganz sicher nicht, und dennoch schien er völlig frei von jeglicher Eitelkeit zu sein. Niemand hätte es gewagt, ihn aufgrund seiner äußeren Erscheinung zu unterschätzen. Es war unmöglich, hinter seinen leuchtend blauen Augen nicht den messerscharfen, hochkonzentrierten Verstand wahrzunehmen.

Heute jedoch fehlte es ihm aus irgendeinem Grund an Konzentration. Godley wirkte überlastet und klang zerstreut, wühlte in seinen Unterlagen nach den Notizen zu dem neuen Fall und konnte das Gesuchte nicht finden.

»Ich habe die Einzelheiten gerade nicht zur Hand, aber es geht um zwei Männer, beide zu Tode gefoltert. Die Leichen wurden beide innerhalb der letzten 24 Stunden und weniger als eine Meile voneinander entfernt aufgefunden. Josh, ich weiß, dass du gleich loslegen willst, informiere also bitte DC Kerrigan unterwegs über den Stand der Dinge.«

Godley redete sonst nie so vage. Was ihn vor allem zu einem hervorragenden Chef machte, war seine Kenntnis auch noch der feinsten Verästelung sämtlicher Fälle, an denen sein Team gerade arbeitete. Ich zögerte einen Moment, ehe ich Derwent aus dem Zimmer folgte. Es stand mir nicht zu, den Chef zu fragen, ob mit ihm alles in Ordnung war. Außerdem hatte ich meine eigenen Probleme. Aber Derwent

hätte in Anbetracht der Aussicht, mit mir zu arbeiten, schon ein bisschen mehr Begeisterung zeigen können. Möglicherweise hatte er von jemandem aus dem Team schon etwas über mich gehört. Vielleicht hatte ich einen schlechten ersten Eindruck gemacht, oder er hatte einfach nur schlechte Laune. Schwer zu sagen, vor allem, wenn man neben ihm im Dienstwagen saß.

»Erde an DC Kerrigan. Bitte kommen, DC Kerrigan.«

Ich fuhr zusammen. »Tut mir leid. Ich war gerade woanders.«

Derwent hatte seinen Vortrag über die Unfähigkeit der anderen Verkehrsteilnehmer unterbrochen, um mir eine Frage zu stellen, und die war mir völlig entgangen. Er sah mich ungeduldig an und trommelte mit den Fingern aufs Lenkrad. Die Ampel vor uns zeigte hartnäckig Rot.

»Ich hatte Sie gefragt, was Sie von Godleys Instruktionen halten. Ich dachte, Sie würden mich an Ihren Erkenntnissen teilhaben lassen.« Der Spott war beißend, doch ich schaffte es, das Gesicht nicht zu verziehen. Gerade so eben.

»Viel hat der Chef ja nicht gesagt. Nur, dass es zwei ziemlich ähnliche Todesfälle in ein und derselben Gegend gab.«

»Und das hat Sie nicht ins Grübeln gebracht? Fragen Sie sich jetzt nicht, was da vorgeht?«

»Ich weiß noch nicht genug über die beiden Fälle, um Vermutungen anzustellen«, sagte ich ruhig. »Ohne genauere Informationen möchte ich vorerst keine Schlüsse ziehen.« *Informationen, die ich von Ihnen bekommen sollte...*

»Dagegen ist nichts einzuwenden.« Derwent nickte, als hätte ich gerade, ohne es zu wissen, einen Test bestanden. »Gehen wir doch mal die Fakten durch: Also, gestern Abend hat Mrs. Claudia Tremlett bei der zuständigen Polizeidienststelle angerufen, um ihren Ehemann als vermisst zu melden. Ivan Tremlett war freier Software-Desig-

ner, wohnhaft in der Nähe des Parks Clapham Common. Er hatte unten in Brixton ein Büro gemietet, denn seine drei kleinen Kinder machten ihm zu viel Lärm, als dass er zu Hause hätte arbeiten können. Das Büro bestand aus zwei Räumen über einem Waschsalon; während der Arbeit dort schloss er sich immer ein. Er war extrem sicherheitsbewusst, nicht zuletzt deshalb, weil er jede Menge teure Computertechnik dort stehen hatte. Mit seinen Kunden traf er sich nie im Büro, weshalb es auch nicht für Besucher eingerichtet war. Mrs. Tremlett fing an sich Sorgen zu machen, als er um 18 Uhr nicht zu Hause erschien, denn er hatte sehr strikte Gewohnheiten – morgens halb acht aus dem Haus, abends halb sechs zurück. Sie hatte versucht, ihn telefonisch zu kontaktieren, konnte ihn aber weder per Handy noch per Festnetz erreichen. Mrs. Tremlett wirkte am Telefon sehr verzweifelt und äußerst besorgt um die Sicherheit ihres Mannes. Sie konnte den Sergeant überzeugen, eine Streife bei ihm vorbeizuschicken, um nachzusehen, ob alles seine Ordnung hatte.«

»Wovon aber nicht die Rede sein konnte«, warf ich in Kenntnis der Antwort ein.

»Richtig. Mr. Tremlett befand sich zwar in seinem Büro, aber weder seine Computer noch er waren in funktionsfähigem Zustand. Mr. Tremletts Verletzungen erwiesen sich als unvereinbar mit dem Leben.«

Das war eine polizeitypische Untertreibung. Im Allgemeinen bedeutete dieser Ausdruck, dass jemand so tot war, dass man ihn kaum noch als menschliches Wesen identifizieren konnte. »Wer hat den Fall aufgenommen? Die Kripo aus Lambeth?«

»Die haben den Anfang gemacht, sind aber nicht sehr weit gekommen. Eigentlich haben sie nur die Aussagen der Waschsalon-Mitarbeiter und die von Mrs. Tremlett aufge-

nommen und den Tatort gesichert. Obwohl man fairerweise sagen muss, dass ihnen auch nicht viel Zeit für Spitzenleistungen blieb, denn mittags kam dann das hier rein.«

»Das hier« war der Tatort, an dem wir irgendwann noch ankommen wollten, wenn der Straßenverkehr uns ließ. Doch Derwent war noch nicht fertig mit dem Software-Designer.

»Das letzte Mal, dass jemand was von Tremlett gehört hat, war gestern Nachmittag so gegen zwei, als er mit seiner Frau gesprochen hat. Die Computer sind zwar total geschrottet, aber vielleicht können wir noch irgendwas von einer Festplatte runterziehen, das uns verrät, wann er sie das letzte Mal benutzt hat – dann hätten wir eine klarere Vorstellung vom Zeitpunkt des Überfalls, aber grob geschätzt muss es sich gestern Nachmittag zwischen 14 und 17 Uhr abgespielt haben.«

»Keine Zeugen?«

»Bis jetzt nicht. Im Waschsalon hat keiner was gesehen oder gehört. Offenbar geht es dort laut zu – die Maschinen laufen ununterbrochen, Leute kommen und gehen. Außerdem wusste eigentlich keiner so richtig von Ivan Tremlett. Er gab sich sehr zurückgezogen, und sein Büro hatte einen separaten Eingang, sodass die Leute vom Waschsalon sicher weder ihn noch andere haben kommen oder gehen sehen.« Der Wagen vor uns bremste unerwartet, und Derwents Gesicht leuchtete auf im dämonischen Schein. Er grinste mich an. »Und jetzt wird's richtig interessant.«

Zur Antwort lächelte ich höflich. Meiner bescheidenen Erfahrung nach bedeutete »interessant« nie etwas Gutes.

»Heute Mittag gegen eins hat die Leitstelle einen Notruf entgegengenommen. Vom Anschluss eines 43-jährigen, arbeitslosen Herrn namens Barry Palmer. Er wohnte allein in einem kleinen Reihenhaus.

Seine Schwester hatte sich allmählich Sorgen um ihn gemacht, nachdem sie ein paar Tage nichts von ihm gehört hatte, und war bei ihm vorbeigegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Sie hatte den Schlüssel und ist einfach reingegangen. Die Wohnung war geplündert. Ihren Bruder fand sie im Wohnzimmer.«

»Und der war tot.«

»Ganz schön tot.«

»Ist er vor Ivan Tremlett gestorben oder nach ihm?«

»Gute Frage. Die Antwort kenne ich leider auch nicht, aber wir werden dort gleich Mr. Hanshaw treffen. Der kann uns sicher mehr sagen.«

»Und wie kommen Sie darauf, dass die beiden Mordfälle zusammenhängen könnten?«

»Es bestehen Übereinstimmungen zwischen beiden Tatorten – recht eindeutige, wie Sie gleich sehen werden. Ich stimme Ihnen völlig zu, dass man nicht vorschnell mutmaßen sollte, aber glauben Sie mir – wir haben es hier mit demselben Mörder zu tun oder denselben Mördern.«

»Was haben Ivan Tremlett und Barry Palmer dann also gemeinsam? Wer wollte sie umbringen? Kannten sich die beiden?«

»Ein Fleißsternchen für DC Kerrigan. Das sind exakt die Fragen, die wir uns hier stellen.«

Ich fühlte mich zwar eher bevormundet als bestätigt, aber immerhin schien es der Inspector zufrieden zu sein. Langsam kam ein leises, vorsichtiges Gefühl von Zuversicht in mir auf. Vielleicht war der neue DI ja gar nicht so unerträglich. Er musste schon ein außerordentliches Ekel sein, um seinen Vorgänger in den Schatten zu stellen – den ratengesichtigen Tom Judd, einen unsympathischen Intriganten, der absolut unverdient befördert worden war und jetzt das Raubdezernat von East End leitete. Unser Team hatte

eine rauschende Abschiedsparty gefeiert, ohne allerdings den Fehler zu machen, Judd selbst dazu einzuladen.

»Ich weiß nicht, ob sie einander gekannt haben, aber ich kann Ihnen sagen, was Tremlett und Palmer gemeinsam haben. Beide sind vorbestraft. Und es gibt eine Menge Leute, die ihnen den Tod gewünscht haben dürften.« Derwent legte eine kurze Pause ein, um das Gesagte wirken zu lassen, und ich wartete geduldig auf die zugehörige Erklärung. »Vor drei Jahren hat Tremlett sich schuldig bekannt, dass er Kinderpornografie heruntergeladen hat. Zu der Zeit war er bei einer kleinen Firma in Kent angestellt, und die haben den Kram auf seinem Rechner gefunden. Neun Monate hat er deswegen gesessen. Und seinen Job verloren, was ja kein Wunder ist. Also hat er sich selbständig gemacht, nachdem ein bisschen Gras über die Sache gewachsen war. Was auch erklärt, weshalb er sich so zurückgezogen hat.«

»Und die ganzen Sicherheitsmaßnahmen in seinem Büro.« Ich legte die Stirn in Falten. »Also, das Paar hatte Kinder, er war ein vorbestrafter Sexualstraftäter, und Mrs. Tremlett hatte kein Problem damit, mit ihm zusammenzuleben?«

»Sieht zumindest so aus. Wir sollten sie danach fragen. Sie wäre ja nicht die erste Ehefrau, die nicht wahrhaben will, wen sie da geheiratet hat.«

»Wenn das alles in Kent passiert ist – war seine Verurteilung in der Nachbarschaft bekannt?«

»Noch etwas, das wir sie fragen sollten, aber die Kripo Lambeth verneint das. Er war in der Datei erfasst. Aber es gibt keinen Vermerk, dass sich je irgendwer nach ihm erkundigt hätte.«

Die Sexualstraftäter-Datei war nicht allgemein einsehbar, auch wenn ein neuerliches Gesetz es in Einzelfällen erlaubte abzufragen, ob jemand darin aufgeführt war und warum. Aber dafür musste ein konkreter Verdacht vorliegen. Und

Otto Normalverbraucher war es wahrscheinlich immer noch nicht richtig klar, dass die wirklich gefährlichen Sexualstraftäter meist die waren, die man niemals verdächtigen würde.

»Wie sieht's mit Mr. Palmer aus?«

»Mr. Palmer ist eine andere Geschichte. Er war ein bekannter Pädophiler. Letztes Jahr im Oktober wurde er nach sieben Jahren aus dem Knast entlassen, wo er wegen Vergewaltigung von zwei Mädchen gesessen hatte. Er hat sich gegen den Rat seines Bewährungshelfers wieder in Brixton niedergelassen – im selben Haus, in dem er während des Missbrauchs gewohnt hatte. Wie zu erwarten war, hat die Nachbarschaft bei seiner Rückkehr nicht gerade den roten Teppich ausgerollt. Er hat Anzeige wegen diverser Schikane-Aktionen erstattet. Die reichten von Beschimpfungen bis zu einer Papiertüte voll Hundescheiße, die sie angezündet und ihm durch den Briefschlitz geschoben haben. Als er dann darauf herumgetrampelt ist, um das Feuer zu löschen, hatte er die ganze Sauerei an sich kleben.«

»Die alte Nummer.«

»Hätte er eigentlich wissen müssen«, stimmte Derwent mir zu. »Er hatte ja schon Ärger mit Schmierereien am Haus – ›Abschaum raus‹, ›Hier wohnt ein Kinderschänder‹, all diese Sachen – und die Einheimischen haben es abgelehnt, mit ihm zu reden oder ihn in Geschäften zu bedienen.«

»Warum wollte er denn so unbedingt dahin zurück?«

»Ich habe vorhin noch mit seinem Bewährungshelfer gesprochen, kurz bevor wir losgefahren sind vom Revier. Das Haus hat seiner Mutter gehört. Sie ist gestorben, während er im Knast saß, und so stand es leer, als er rauskam. Er brauchte ja eine Bleibe, und so eine mietfreie Unterkunft ist natürlich verlockend. Seine Schwester wollte ihn jedenfalls nicht bei sich haben, da sie selbst Kinder hat. Palmer beteuert seine

Unschuld, und sie glaubt ihm wohl auch, aber Sie würden dieses Risiko ja sicher auch nicht eingehen wollen, oder?»

»Nicht, wenn es eine Alternative gibt.« Was ich bisher erfahren hatte, klang alles ziemlich ernüchternd. »Es gibt also eine Million Verdächtige, und sobald wir anfangen nachzufragen, hat keiner was gesehen oder gehört.«

»So in etwa.«

»Na toll.« Neugierig sah ich ihn an. »Das entwickelt sich offenbar zu einem Albtraum-Fall, sonderlich beeindruckt scheinen Sie aber nicht zu sein.«

»Was soll schon schiefgehen? Wenn ich den Fall löse, habe ich einen Doppelmord aufgeklärt. Wenn nicht...« Er zuckte die Schultern. »Es schert sich doch eh keiner um die Opfer. Niemand wird sich beschweren und einen besseren Schutz für Pädophile fordern.«

»Wie zynisch.«

»Eher realistisch. Aber machen Sie sich mal keine Sorgen, mein Herzblatt. Wir kriegen das zusammen hin. Und ich werde dafür sorgen, dass man Sie bei der Preisverleihung nicht vergisst.«

Ich verkniff es mir, die Augen zu verdrehen. Na wunderbar. Noch so ein Herr Kollege, der mir von oben herab kommen wollte, nur weil ich eine Frau war. *Herzblatt. Na schönen Dank auch.*

Derwent redete ungerührt weiter. »Laut dem Chef ist das ein wichtiger Fall und bedarf sensibler Behandlung. Deshalb hat er Sie angewiesen, mit mir daran zu arbeiten, was ja nicht ganz dumm ist. Das Letzte, was ich dabei brauchen kann, sind unsere Ermittler-Primaten, die in ihrer einmaligen Art von einem Fettnäpfchen ins andere latschen und sämtliche Familienangehörigen vor den Kopf stoßen.«

»Ich werde mein Bestes tun, um das zu vermeiden«, sagte ich steif.

»Darum geht's ja gerade. Sie brauchen überhaupt nichts zu sagen. Sie halten sich im Hintergrund, machen einen hübschen Eindruck und überlassen mir die Arbeit.« Derwent blinzelte durch die Windschutzscheibe, und ich war froh, dass er mich nicht ansah, weil mein Gesichtsausdruck bestimmt mörderisch war. »Sollte eine ziemlich leichte Nummer für Sie sein. Kommen Sie mir einfach nicht in die Quere, schauen Sie zu und lernen Sie.«

Meine Begeisterung für den neuen Fall und meinen neuen Kollegen ging augenblicklich den Bach runter.

Und es sollte nur noch schlimmer kommen.

Barry Palmer hatte in einem zweistöckigen, roten Ziegelhaus mit zwei Zimmern je Etage gelebt und sein Leben gelassen. Es befand sich am Ende einer langen Reihe identischer Häuser – es waren die letzten Überbleibsel einer viktorianischen Arbeitersiedlung, die den Bombenangriffen der deutschen Luftwaffe zum Opfer gefallen war. Derwent entdeckte ganz in der Nähe eine Parklücke, und ehe er den Motor abgestellt hatte, stieg ich schon aus – erleichtert über jede noch so kleine Pause von der Gegenwart meines neuen Kollegen. Unter dem Vorwand, die Gegend zu inspizieren, entfernte ich mich ein Stück und ließ meinen Blick schweifen. Zu beiden Seiten waren die Häuschen von Industrieanlagen und Hochhäusern mit Sozialwohnungen flankiert, die weit über ihre Dächer hinausragten. Palmers Haus befand sich an einer Straßenecke und Wand an Wand mit einer großen, lärmenden Kneipe von erlesener Scheußlichkeit, die den Namen »The Seven Bells« trug. Ich wagte es, meinen Kopf hineinzustecken, und fand einen alten, viktorianischen Pub vor, der im Laufe diverser, eindeutig schon eine ganze Weile zurückliegender Renovierungsarbeiten jeglichen Charme verloren hatte. Er bestach jetzt durch grelle Beleuchtung, schmuddeligen Fußbodenbelag

und Kunstlederstühle. Musik dröhnte in ohrenbetäubender Lautstärke, und Reihen von Spielautomaten sonderten anstrengende Piep- und Klingeltöne ab, sobald die Gäste sie mit Münzen fütterten. Der Pub lag direkt an einer belebten Durchgangsstraße, durch die Busse und LKWs donnerten. Ein denkbar ungeeigneter Ort also, um Zeugen für einen Mord zu finden, falls denn überhaupt jemand gewillt war, uns dabei zu helfen, Palmers Mörder zu finden. Hier hatte unter Garantie kein Mensch etwas Ungewöhnliches gehört, selbst wenn Palmer geschrien hatte.

Das Haus selbst war mit blau-weiß gestreiftem Polizei-Absperrband gesichert, das so um zwei Laternenpfähle gewickelt war, dass ein Rechteck entstand, welches nur mit polizeilicher Erlaubnis betreten werden durfte. Auf dem gegenüberliegenden Gehsteig stand eine Gruppe von Anwohnern und schaute herüber. Wie Trauernde sahen sie alle nicht aus.

Ein in seiner Jacke mit Reflektorstreifen sehr eindrucksvoll wirkender uniformierter Polizeibeamter stand vor der Eingangstür. Er sah noch gelangweilter aus, als ich es überhaupt für möglich gehalten hätte. Um die Tür herum hatte man ein blaues Plastikzelt errichtet, um den Gaffern den Einblick zu erschweren, nur um die Fenster hatte sich noch keiner gekümmert. Sie waren grau vor Dreck, und dahinter konnte ich bräunliche Gardinen erkennen. Sie hatten ein eingewebtes Blumenmuster und sahen aus, als ob sie dort schon seit Jahrzehnten ungewaschen hingen. Die Bewegung dahinter und ein gelegentlich aufleuchtendes Blitzlicht deuteten darauf hin, dass die Spurensicherung schon bei der Arbeit war.

Direkt vor dem Haus stand ein schwarzer Transporter mit der Aufschrift AMBULANCE bereit, um die Leiche fortzubringen, sobald Dr. Hanshaw seine vorläufige Un-

tersuchung am Tatort abgeschlossen und Derwent seine Zustimmung zum Abtransport ins Leichenschauhaus gegeben hatte. Vor diesen Leichenwagen gruselte es mich immer wieder. Ich ging schnell daran vorbei und hielt die Luft an, nur für den Fall, dass ein Hauch von Verwesung davon ausging. Zwar wusste ich, dass sie peinlich sauber gehalten wurden, aber mir war einfach zu gegenwärtig, was darin regelmäßig transportiert wurde und was uns im Innern des Hauses erwartete. Ich dürfte eigentlich nicht so zimperlich sein, schließlich gehörte ich genauso zum Geschäft mit dem Tod wie jeder beliebige Leichenbestatter. Aber wenigstens blieb mir der praktische Teil dieser Arbeit erspart.

Ich sah mich ein letztes Mal um und steuerte dann auf Derwent zu, der schon mit hämischer Miene auf mich wartete. Er hielt das Absperrband hoch, damit ich darunter hindurchtauchen konnte. An sich eine schlichte Geste der Aufmerksamkeit, die mir aber unangenehm war. Ich brauchte seine Hilfe nicht, doch sie zurückzuweisen, hätte kleinkariert gewirkt. Andererseits hätte eine entschlossene Abfuhr vielleicht seiner ganzen Herzblatt- und Schätzchen-Nummer ein Ende gesetzt.

»Sind Sie bereit, mit reinzukommen? Oder wollen Sie sich noch ein bisschen weiter umsehen?«

»Ich wollte mir nur einen Eindruck von der Örtlichkeit verschaffen«, sagte ich und vermied es, so zu klingen, als fühlte ich mich irgendwie angegriffen.

»Wusste ich's doch, dass Sie es kaum abwarten können, endlich die Leiche zu sehen.«

Er schnüffelte. »Stinkt vermutlich noch nicht, obwohl es heute ziemlich warm war. Aber das Haus wirkt von hier aus ganz schön versifft. Ich wette, da drin sieht es saftig aus.«

In einem kleinen Stoßgebet dankte ich dafür, dass ich mit einem großen Bruder zusammen aufgewachsen war, der

mich ständig ärgern musste. Wahrscheinlich war das gerade die Stelle, an der ich in mädchenhaftem Entsetzen aufkreischen sollte. Aber Derwent konnte es gerne den lieben langen Tag darauf anlegen – diese Sorte Reaktion war von mir nicht zu haben. Stattdessen grinste ich, als hätte der DI einen unglaublich originellen Witz gerissen, und folgte ihm in das blaue Zelt. Sich wegen des Papier-Overalls und der Papier-Überschuhe aufzuregen, lohnte sich nicht, obwohl mir sehr wohl bewusst war, dass ich albern darin aussah – und es tröstete mich nicht im Geringsten, dass ich nicht die Einzige in diesem Aufzug war.

Jemand hatte die Eingangstür angelehnt, und während ich sie betrachtete, versuchte ich mir vorzustellen, wie diese Tür an einem ganz gewöhnlichen Tag auf einen gewöhnlichen Passanten gewirkt hätte. Die dunkelbraune Farbe war abgeblättert. Über dem Briefschlitz hatte jemand das Wort PÄDO tief ins Holz geritzt. Die Buchstaben waren grob und ungenau, aber gut erkennbar. Es musste eine Weile gedauert haben, sie so hinzubekommen. Ich hätte gern gewusst, wie es sich angefühlt hatte, im Hausflur zu stehen und zuzuhören, wie jemand diese vier unförmigen Buchstaben einritzte, die allen klarmachten, was es mit dem, der gemeint war, auf sich hatte. Sicher hatte er Angst gehabt, den Schnitzer davon abzuhalten. Wahrscheinlich hatte er in ständiger Angst gelebt.

Und das aus gutem Grund, wie es schien, denn schon der Hausflur wirkte wie der Eingang zu einem Albtraum. Das Deckenlicht war eingeschaltet – eine grellweiße Glühlampe hing unter einem erstaunlich filigran geflochtenen Lampenschirm –, und das erbarmungslose Licht machte die Spuren der vergangenen Ereignisse sichtbar. Die Wände waren in einem stilisierten Blumenmuster in Hellbraun und Beige tapeziert; das Dekor musste noch aus den 1970ern stammen.

Der Sockel war grau von aufsteigender Nässe. An mehreren Stellen hatte sich die Tapete von der Wand gelöst, und Feuchtigkeit hatte sie aufgeweicht. Doch ansonsten – von einigen Kratzern abgesehen – war sie verhältnismäßig gut erhalten. Zumindest, bis jemand etwas Blutbeschriftetes den Flur entlanggeschleift hatte. Die rötlich braune Spur auf halber Wandhöhe war an den Rändern ausgefranst. Blutgetränktes Haar erzeugt diesen Effekt, wie ich zufällig wusste. Die Spuren erzählten allen, die sie lesen konnten, eine traurige Geschichte. Er hatte die Tür geöffnet – weiß der Himmel, warum –, und sie hatten ihn zunächst geschlagen, bis er blutete. Aber das war nur der Anfang.

Ich folgte der Spur, vorbei an einem muffigen Schafpelzmantel, der am Ende der Treppe hing, bis zu einer Tür auf der linken Seite des Flurs. Sie führte ins Wohnzimmer, einen kleinen Raum, der vor lauter aufgestapeltem Kram und den vielen Leuten, die darin standen, noch enger wirkte. Die weißen Overalls ließen alle anonym erscheinen, doch Dr. Hanshaw erkannte ich sofort. Allem voran war er größer und schlanker als alle anderen. Außerdem beugte er sich in halsbrecherischer Pose vornüber, um besser sehen zu können, was auf dem Boden lag. Ich selbst brachte es nicht fertig, nach unten zu schauen – zumindest noch nicht. Der Raum stank nach Blut, nach menschlichen Ausscheidungen, nach vollen Aschenbechern, schmutziger Kleidung und Dunst. Es war viel zu warm, und die Fenster waren fest geschlossen. Der Sauerstoff war denkbar knapp und dem Gestank nicht zu entkommen.

Palmers Lebensumstände grenzten an Verwahrlosung, und es war schwer zu unterscheiden zwischen dem, was die Eindringlinge angerichtet hatten und was Teil seines normalen Umfelds war. Doch seine Schwester hatte angegeben, dass seine Wohnung geplündert worden war. Es sah

aus, als habe er die Habseligkeiten seiner Mutter nicht angerührt, nachdem sie gestorben war, sondern diese lediglich mit seinem Gerümpel überlagert. Kleiner, hässlicher Zierrat und Trockenblumensträuße konkurrierten mit leeren Bierdosen und braun verfärbten Tassen um Platz. Der Katalyofen stammte aus derselben Zeit wie die Tapete, und das war vermutlich auch das einzige und letzte Mal gewesen, dass er gewartet worden war. Alte Fernsehzeitungen, ein randvoller Aschenbecher und schmutzige Teller waren zu beiden Seiten eines roten Sessels aufgestapelt, der den Mittelpunkt des Raumes bildete. Die abgescheuerten, speckigen Stellen an Lehne und Armstützen ließen darauf schließen, dass das sein Lieblingsplatz gewesen war. Er hatte eine enorme Sammlung von Videokassetten – noch nicht einmal DVDs –, und überall lagen die Hüllen herum. Die Kassetten waren zerbrochen, und die Bänder quollen in glänzenden, schwarzbraunen Knäueln heraus. DI Derwent schob sich neben mich und machte sich mit von Handschuhen überzogenen Händen daran, die Hüllen umzudrehen. Ich wandte mich ab auf der Suche nach etwas, das mich von dem ablenken konnte, was da auf dem Boden lag.

Ich fand es in den Spuren der Gewalt, die mich förmlich ansprangen, kaum dass ich mich umsah. Glassplitter steckten in den Bilderrahmen, die noch an der Wand hingen, während hellere Flecken an der Wand preisgaben, wo andere Bilder ihren Platz gehabt hatten. Getrocknete Blutspritzer hatten die gelbbraunen Kacheln rund um den Kamin dunkel gesprenkelt. Aus der Anrichte waren die Schubladen herausgezogen, und ihr Inhalt lag auf dem Fußboden verstreut. Zerbrochenes Glas mischte sich mit dem Durcheinander aus Besteck und Servietten, und irgendwo dazwischen fand sich der Verschluss einer billigen Dekantierkaraffe. Der Teppich war mit braunen, cremefarbenen und roten

Kringeln unruhig gemustert, und nur bei näherem Hinsehen konnte ich erkennen, wo das Blut aus dem toten Körper eingesickert war und der schäbige Flor in Büscheln trocknete. Widerwillig folgte ich dem Blut zu seinem Ursprung.

Der Körper lag vor dem Sessel, als ob er darin gesessen hätte und im Augenblick des Todes vornübergefallen wäre. Von der Hüfte abwärts war er unbekleidet und hatte bleiche Haut. Blut folgt den Gesetzen der Schwerkraft, sobald es nicht mehr von einem schlagenden Herzen durch den Körper gepumpt wird. Die Vorderseite von Palmers Körper würde also von tiefvioletten Flecken übersät sein, wenn Dr. Hanshaw ihn umdrehte. Er war lediglich mit einem vergilbten Unterhemd bekleidet, das über die Hüfte gerutscht war. Seine dürftige Behaarung war rostrot vom Blut, mit dem sie getränkt war, und es war unmöglich, ihre eigentliche Farbe zu bestimmen. Eine Hand lag neben seinem Kopf, der Arm war verdreht, als hätte er versucht, etwas oder jemanden abzuwehren. Ich sah zu lange auf die Hand und versuchte herauszubekommen, was daran seltsam war. Irgend etwas stimmte nicht mit ihrer Form.

»Drei haben sie genommen.«

Erschrocken fuhr ich zusammen. Neben mir stand Derwent und beobachtete Dr. Hanshaws sorgfältige Untersuchung der Leiche. Der Rechtsmediziner hatte gerade die innere Körpertemperatur festgestellt. Ein Vorgang, bei dem ich mich immer für den Verstorbenen schämte. Der öffentlich gewordene Tod unterliegt der Demütigung. Für mich persönlich hoffte ich ja auf ein stilles Dahinscheiden, das keine Obduktion erforderte. »Wie bitte?«

»Drei Finger. Zwei von der rechten Hand. Einen von der linken.«

Er zeigte darauf und ich begriff, dass an beiden Händen, wo die Zeigefinger hätten sein sollen, nur Stummel waren

und dass auf der rechten Seite außerdem der Mittelfinger fehlte. Die Wunde war von geronnenem Blut verkrustet. »Die haben keine halben Sachen gemacht.«

»Ich werde ihn jetzt umdrehen«, kündigte Dr. Hanshaw an und schaute kurz auf. »Können Sie mir dabei helfen?«

Zu Derwents Ehrenrettung muss man sagen, dass er sich augenblicklich bückte und den Leichnam fest bei den Beinen packte – was ich, selbst mit Handschuhen, nicht hätte tun wollen. Auf das Kommando des Rechtsmediziners rollten sie Palmer auf den Rücken und ein entsetztes Zischeln ging durch den Raum.

»Erhebliche Verletzung der Genitalien.« Dr. Hanshaw beugte sich tiefer, um genauer hinschauen zu können. »Er wurde kastriert, gewissermaßen.«

Sogar Derwent sah bleich aus, sammelte sich aber so weit, dass er fragen konnte: »Was haben sie benutzt?«

»Wahrscheinlich dasselbe wie für die Hände. Grobes Schneidwerkzeug – Gartenschere, Baumschere, etwas in der Art.«

»Hatten sie vermutlich dabei.« Sean Cottrell war der Leiter der Spurensicherung; er beaufsichtigte den Tatort. »Wir haben nichts dergleichen gefunden, und einen Garten im eigentlichen Sinne gibt es nicht – nur einen betonierten Hof hinter dem Haus. Nichts, wofür man eine Gartenschere bräuchte.«

»Würde mich nicht wundern, wenn die hier voll ausgerüstet aufgetaucht sind«, sagte Derwent. »Wer auch immer das getan hat, hatte einen klaren Plan. Die sind sofort zur Tat geschritten, unmittelbar nachdem er die Tür aufgemacht hatte.«

»Aber was wollten sie?« Ich war zufrieden damit, wie nüchtern meine Stimme klang. Keiner konnte ahnen, dass ich schwer zu kämpfen hatte, um die Fassung zu wahren.

»Sieht nicht aus, als hätte er irgendwas besessen, wofür sich ein Diebstahl gelohnt hätte. Und für den Kindesmissbrauch hat er ziemlich lange gesessen. Ist ja nicht so, dass er nach ein paar Monaten schon wieder draußen war und jemand das Gefühl hätte haben müssen, der Gerechtigkeit sei nicht Genüge getan worden.«

»Selbstjustiz?«, schlug Derwent vor. »Vielleicht fand jemand, dass Gefängnis keine ausreichende Strafe war. Oder sie wollten ihn loswerden und alle mit ähnlicher Vergangenheit davon abhalten, hier einzuziehen.«

»Aber warum erst jetzt? Er hat ja schon fast ein Jahr hier gewohnt. Okay, sie haben ihn mächtig schikaniert – die Nachbarn wollten ihn ganz offensichtlich nicht hier haben –, aber doch nicht in diesem Ausmaß.« Ich zwang mich, noch einmal auf den Leichnam zu sehen, was mich in meinen Gedanken bestätigte. »Kann ja sein, dass hier jemand Spaß bei der Sache hatte, aber es sieht auch so aus, als hätten die damit etwas bezweckt. Die haben ihn nicht ohne Grund gefoltert.«

Derwent zog eine Augenbraue hoch. »Man kann nur hoffen, dass das nicht aus Spaß war.«

Dr. Hanshaw ignorierte unseren Wortwechsel und konzentrierte sich auf seine Arbeit. »Sein Gesicht ist stark angeschwollen – teilweise post mortem, aber es ist sehr deutlich, dass er massiven Schlägen ausgesetzt war. Der oder die Täter haben sich reichlich Zeit dafür genommen.« Er unterzog den Schädel einer eingehenden Untersuchung und knurrte vor sich hin. »Es gab einen starken Hieb auf den Kopf, der eine schwere Schädelfraktur verursacht hat. Ich werde mehr dazu sagen können, wenn ich bei der Obduktion einen Blick auf sein Gehirn werfe, aber ich bin ziemlich sicher, dass das die tödliche Verletzung war.«

Das Gesicht des Opfers war wie eine monströse Maske.

Die Zunge hing aus dem Mund, ein trübes Auge starrte an die Decke, während das andere zugeschwollen war. Ich zwang mich hinzusehen, ohne zu zaudern. Was immer sie von ihm gewollt hatten – sie hatten ihn richtig leiden lassen. Und sie hatten dafür gesorgt, dass er starb, als sie mit ihm fertig waren. Ich hätte gern gewusst, ob er ihnen am Ende gesagt hatte, was sie hören wollten. Ich hätte gern gewusst, ob es sie überhaupt interessiert hat. Das Ausmaß der Brutalität war außergewöhnlich – es war ein Overkill im wahrsten Sinn des Wortes. Und sie hatten es genossen.

Ich befand, dass ich lange genug auf den Leichnam gestarrt hatte, um allen, die es interessierte, zu beweisen, dass ich härter im Nehmen war, als ich wirkte, und wandte mich an Derwent. »Was dagegen, wenn ich mich mal kurz im Haus umsehe?«

»Gute Idee. Machen Sie das.« Er klang abwesend und war in Gedanken sicher noch bei der Leiche. Dass ich es schwierig fand, mich mit dem neuen DI anzufreunden, hieß nicht, dass er nicht gut in seinem Job war. Vielleicht schaffte ich es ja, ihn wenigstens zu respektieren, auch wenn Sympathie für ihn in ziemlich weiter Ferne zu liegen schien.

Vorsichtig schlängelte ich mich an den Kollegen von der Spurensicherung vorbei, schaffte es in die Küche und bereute es augenblicklich. Alles war von einer Monate alten Fettschicht bedeckt, und das Fensterbrett lag voller toter Insekten. Die Küchenschränke waren alt, die weiße Beschichtung löste sich großflächig ab, und die Türen hingen lose in den Angeln. Auch hier war es schwer zu sagen, was erst kürzlich demoliert worden war und in welchem Zustand der Raum sich befunden hatte, bevor Palmers grausiger Besuch aufgetaucht war. Doch die ausgekippten Schubladen auf dem Boden und die umherrollenden Konservendosen ließen vermuten, dass sich die Eindringlinge auch in der Küche zu

schaffen gemacht hatten. Ein Beamter war dabei, die Bodenfliesen akribisch nach Fußspuren abzusuchen. Jemand hatte die Hintertür geöffnet, und unter dem Vorwand, mich draußen im Hinterhof umsehen zu wollen, steuerte ich darauf zu. Aber eigentlich ging es mir nur um die frische Luft. Der winzige, betonierte Hinterhof duftete wohlthuend nach Abgasen und schalem Bier aus dem Pub – nach diesem grauenhaften Gestank im Haus roch das angenehmer als jede Alpenwiese, wie ich fand. Ich atmete tief und inbrünstig und schaute dabei hinauf in den Himmel, in das klare, wolkenlose, von Kondensstreifen durchzogene Blau.

Leider kann man einen zwei mal zweieinhalb Meter großen Hinterhof nicht endlos inspizieren, und so zwang ich mich, durch die Küche – wo verschütteter Zucker unter meinen Sohlen knirschte – ins Haus zurückzugehen. Im Flur stieß ich mit Sean Cottrell zusammen.

»Was dagegen, wenn ich noch mal hochgehe?«

»Nö. Aber passen Sie auf, wo Sie hintreten – bleiben Sie in dem Bereich, den wir markiert haben. Und lassen Sie im Bad kein Wasser laufen. Wir vermuten, dass die sich da drin noch saubergemacht haben, ehe sie verschwunden sind.«

»Ich werde nichts anfassen.« Ich stieg auf der schmalen Treppe nach oben, auf der ein dünner, an den Kanten der Stufen durchgeschauerter brauner Teppich lag. Um nicht auszurutschen, ging ich ganz langsam und achtete darauf, nicht am Geländer entlangzustreifen, das bereits schwarz von Fingerabdruckpulver war.

Cottrells Hinweis war vollkommen überflüssig gewesen. Ich wäre nie auch nur in Versuchung gekommen, im Badezimmer irgendetwas anzurühren. Es sah aus, als wäre es ungefähr zur selben Zeit wie die Küche zum letzten Mal geputzt worden – anders gesagt, vor Monaten, wenn nicht vor Jahren. Der Toilettensitz war hochgeklappt, und ich

verzog das Gesicht beim Anblick der braunen Streifen an der Innenseite der Kloschüssel und der trüben, graubraunen Brühe darin, die Unaussprechliches unter der Oberfläche vermuten ließ. Irgendein armer Wicht würde alles heraussieben müssen, was in der Schüssel verblieben war, für den Fall, dass es dabei half, die Täter zu identifizieren – aber das war, Gott sei Dank, nicht mein Job. Die Badewanne war schmutzilig, wirkte jedoch verdächtig unbenutzt im Vergleich zum einst weißen und nunmehr dunkelgrauen Waschbecken. Eine rötlich braune Linie rund um den Abfluss sah aus wie getrocknetes Blut, und ich konnte nachvollziehen, warum Sean so scharf darauf war, den Raum bis zur genauen Untersuchung unberührt zu lassen. Soweit ich es überblickte, befanden sich im gesamten Bad weder Seife noch Duschgel. Neben dem Waschbecken lag eine uralte Zahnbürste mit verfärbten und verbogenen Borsten, jedoch nirgendwo Zahnpasta. Körperpflege schien nicht zu Palmers vorrangigen Interessen gehört zu haben, ebenso wenig wie Hausarbeit.

Die beiden Schlafzimmer waren trostlos, klein und alt. In einem stand nicht viel mehr als ein leeres Einzelbett. Beim Anblick der Flecken auf der Matratze wollte sich mir der Magen umdrehen, was eigentlich seltsam war, wenn man bedachte, dass ich in ebendiesem Haus schon Schlimmeres – wesentlich Schlimmeres – gesehen hatte. Vielleicht war es ja nur deshalb, weil das Maß an Widerwärtigkeiten für heute längst voll war. Ich warf einen flüchtigen Blick in das andere Schlafzimmer, auf die zerwühlten Decken und Laken, die Gardinen, die von der Vorhangstange herunterhingen, die auf einem Stuhl in der Ecke aufgeschichteten Kleidungsstücke. Es roch nach ungewaschener Haut und abgestandener Luft. Die Matratze hing über das Bett hinaus, als hätte sie jemand angehoben, um zu sehen, was darunter lag – und

plötzlich ging mir ein Bild durch den Kopf, wie die Mörder durch das Haus hetzen, nachdem sie sich gewaschen haben, und mit klammen Händen wer weiß wonach suchen, während Palmer unten in seinem erbärmlichen Wohnzimmer sein Leben aushaucht.

Ich stieg die Treppe wieder hinunter, wo ich Derwent ins Gespräch mit Dr. Hanshaw vertieft sah. In der Annahme, dass sie nicht gestört werden wollten, schlüpfte ich aus der Haustür und streifte mit einiger Erleichterung meinen Papieranzug ab. Der Geruch des Hauses hing mir in den Haaren und auf der Haut, was ich deutlich wahrnahm, als ich die Straße überquerte und auf das Grüppchen der Anwohner zuging, die immer noch mit verschränkten Armen dastanden. Sie bildeten einen weitgehend repräsentativen Querschnitt der bunt gemischten Bevölkerung der Gegend. Brixton war ein echter Schmelztiegel, und diese Straße bildete da keine Ausnahme. Die Gruppe schien mich in stiller Übereinkunft mit Argwohn zu betrachten, doch ich stellte mich ungerührt mit einem Lächeln vor.

»Wie Sie sicher wissen, ermitteln wir in einem verdächtigen Todesfall in dem Haus da drüben. Hat jemand von Ihnen in den letzten Tagen etwas Ungewöhnliches bemerkt? Haben Sie Leute gesehen, die hier nicht hergehören? Haben Sie etwas Außergewöhnliches gehört?«

Eine füllige schwarze Frau schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich glaube nicht, dass wir da weiterhelfen können. Von uns hat keiner was gesehen, oder, Brian?«

Brian war klein und schwächling und hatte eine ledrige Gesichtshaut. In der Faust verborgen, zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt er eine stinkende Zigarette, von der er einen tiefen Zug nahm, bevor er antwortete. »Glaub ich auch nicht, nein.«

Ich ließ meinen Blick über die Gesichter der kleinen

Gruppe wandern und sah überall dieselbe Miene. Hier würde niemand aus der Reihe tanzen, jedenfalls nicht vor den anderen. »Gut. Ihre Namen und Adressen, bitte.«

Es war, als würde man das Licht im Keller einschalten und die Ratten schutzsuchend auseinanderstieben sehen. Das Grüppchen löste sich auf. Brian murmelte etwas davon, zur Arbeit zu müssen. Ich hob die Stimme.

»Das ist keine Bitte, meine Damen und Herren. Namen und Adressen. Und zwar sofort.«

Es gibt einen ganz bestimmten Ton, den man mit der Zeit im Polizeidienst auf der Straße lernt. Respekteinflößend, ohne einzuschüchtern – das wirkt selbst bei den widerspenstigsten Zeitgenossen. Brav kehrten die Nachbarn um und diktierten mir ihre Angaben. Wir hatten ohnehin vor, überall bei den Anwohnern zu klingeln, aber die besonders Neugierigen – diejenigen, die stundenlang auf der Straße standen und gafften, obwohl eigentlich gar nichts passierte –, waren diejenigen, mit denen ich auf jeden Fall sprechen wollte. Das waren die, die bestimmt etwas bemerkt hatten. Und hinter verschlossenen Türen konnten sie vielleicht doch nicht widerstehen, uns ihre Beobachtungen zu verraten.

Als ich mit dem letzten potenziellen Zeugen fertig war, drehte ich mich um und sah DI Derwent hinter mir stehen. Er wirkte nicht begeistert.

»Sie hatten wohl die Nase voll da drin, oder wie sehe ich das?«

»Ich trage nur ein paar Informationen zusammen.«

»Hab ich gesagt, dass Sie das tun sollen?«

»Nein, aber...«

»Nein.« Er kam näher und sagte mit leicht geröteten Wangen in schneidendem Ton: »Lassen Sie mich mal eins klarstellen, ja? Ich kann Eigeninitiative nicht leiden. Ich

kann Leute nicht leiden, die zu viel selbst denken. Ich kann es nicht ausstehen, wenn ich nach einer Nachwuchsbeamtin suchen muss, nur weil die der Meinung ist, sich schon verdrücken zu können.«

»Ich wollte Ihr Gespräch mit Dr. Hanshaw nicht unterbrechen.«

»Gut. Und da konnten Sie nicht am Tatort warten, bis ich fertig bin?«

»Ich dachte, es könnte nicht schaden, die Leute zu befragen.«

»Schön. Ihr größter Fehler war es zu denken. Sie sind nicht zum Denken hier.«

Ich machte den Mund auf, um etwas einzuwenden, und ließ ihn wieder zuklappen. War eh zwecklos. Derwent nickte kurz und heftig, als wäre er zufrieden damit, dass er mich in die Schranken gewiesen hatte. Ich hätte gern gewusst, ob er wirklich so sauer war oder ob er seinen kleinen Auftritt absichtlich inszenierte.

»Prima. Gehen wir also.« Er warf einen Blick auf die Uhr. »Wir haben noch einen Tatort auf der Liste, aber vorher will ich mit der Schwester sprechen. Sie wartet schon auf uns. Sie will uns nicht zu spät dahaben, damit wir ihre süßen Kinderchen nicht stören.«

»Wo wohnt sie?«

»In Chislehurst.« Das war ein ganzes Stück östlich von Brixton, und Derwent sprach laut aus, was ich nur dachte. »Bei dem Verkehr werden wir wohl eine Weile dorthin brauchen.«

Trübsinnig folgte ich ihm zum Auto. »Halten Sie sich im Hintergrund und machen Sie einen hübschen Eindruck«, hatte er gesagt.

Tja, das versprach ein langer Nachmittag zu werden.

Eigentlich konnte ich mir kaum vorstellen, dass dieser Tag für irgendjemanden noch miserabler ausfallen könnte als für mich, aber Barry Palmers Schwester Vera Gordon hatte die allerbesten Aussichten darauf. Sie war klein und drahtig und wirkte deutlich älter als 38, obwohl man nach ihrem momentanen Aussehen natürlich fairerweise nicht urteilen durfte. Ihre Haut war vom vielen Weinen rau und gerötet, und die Haare hingen ihr strähnig ins Gesicht. Die Arme um den Körper geschlungen, saß sie da und zitterte in einem fort – ein Becher Tee stand unangetastet auf dem Sofatisch vor ihr. Das Wohnzimmer war zwar klein, aber im Gegensatz zur Wohnung ihres Bruders in tadellosem Zustand. Obwohl die Möbel ziemlich abgenutzt aussahen, waren sie geschmackvoll ausgewählt. In einer Ecke standen ein paar Spielzeugkisten, allesamt ordentlich sortiert. Das Zimmer wirkte familiär, einladend und gemütlich. Auf dem Fensterbrett waren Familienfotos aufgereiht, die ich mir einen Moment lang genauer ansah.

»Er ist nicht mit dabei«, sagte sie mit heiserer und strapazierter Stimme. »Als er ins Gefängnis musste, habe ich sein Bild weggeräumt. Damit die Leute nicht nach ihm fragen.«

Derwent, der neben Vera saß, beugte sich ein Stück vor. »Mrs. Gordon, mir ist natürlich klar, dass Sie über das, was Ihrem Bruder zugestoßen sind, sehr bestürzt sind.«

»Dass er... so gefunden wurde. Und dann das Haus. Meine Mutter wäre entsetzt, wenn sie das gesehen hätte.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie suchte im Ärmel ihrer grauen Wolljacke nach dem Taschentuch. »Warum mussten sie ihm das nur antun? Warum haben sie ihn so gequält?«

»Das versuchen wir gerade herauszufinden.«

Plötzlich ertönte irgendwo hinter dem Haus eine Kinderstimme, und Vera wandte sich in die Richtung, aus der sie kam, damit sie besser hören konnte, was los war. Die Stimme verebbte wieder, und Vera drehte sich mit tränenerfülltem Lächeln wieder zu uns. »Der Kleine. Andauernd hat er Streit mit seiner großen Schwester.«

»Wie viele Kinder haben Sie denn?« Natürlich kannte Derwent die Antwort, aber es war eine gute Idee, sie von ihrer Familie erzählen zu lassen. Schließlich sollte sie sich beruhigen und nicht in Hysterie verfallen. Ihr Vertrauen war wichtig.

»Nur die zwei.«

»Junge und Mädchen also. Mit wem ist es denn leichter?«

»Das lässt sich gar nicht so leicht sagen. Beide haben so ihre Eigenheiten.«

»Ganz bestimmt. Kann ich mir lebhaft vorstellen.« Derwent bedachte sie mit einem Lächeln, das ein bisschen zu breit war, um aufrichtig zu sein, aber es verfehlte seine Wirkung nicht.

»Mrs. Gordon, ich ahne, wie schwer Ihnen das fällt, aber könnten Sie uns ein bisschen von Barry erzählen? Wir wissen bisher nur, dass er wegen Missbrauchs an zwei minderjährigen Mädchen verurteilt wurde«, sagte Derwent.

»Das war doch alles totaler Unsinn.« Sie straffte sich ein wenig, auf den Wangenknochen leuchteten zwei rote Flecken. »Diese Gören waren doch so was von verlogen. Die wollten sich nur wichtigmachen.«

»Was für ein Mensch war Barry denn so? Verheiratet war er nicht, oder? Hatte er mal eine Freundin?«

»Nein. Aber das hat nichts zu sagen. Er war halt schüchtern, das war alles. Ein ziemlicher Einzelgänger. Vielleicht – na ja, ein bisschen kauzig oder so, aber doch nicht gefährlich. In seiner Jugend hat er sich überhaupt nicht für Mädels interessiert, und die haben ihn auch gar nicht beachtet. Meistens hat er in seiner eigenen Welt gelebt. Kino fand er toll – am liebsten wär er jeden Tag hingegangen. Meistens hat er Videos angeschaut, ganz für sich allein.«

»Hat er jemals gearbeitet?«

»Nein, nur als Jugendlicher hatte er mal so 'nen Samstagsjob im Laden um die Ecke. Er kam nicht gut mit anderen Leuten aus. Wollte sich nichts sagen lassen. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden wäre, wenn man ihn richtig gefördert hätte. Aber unser Vater hat ihn immer nur schlechtgemacht. Deshalb fehlte ihm der Mut, auch mal was Neues auszuprobieren. Er ist nur über die Runden gekommen, weil er nie zu Hause ausgezogen ist und Mum ihn immer unterstützt hat. Graham, mein Mann, meinte immer, er sollte irgendwas machen, damit er beschäftigt ist. Regale einräumen oder an der Tankstelle jobben – irgendwas Einfaches. Er meinte, so ein Job würde ihm auch mehr Selbstachtung verschaffen und ihn unabhängiger machen. Er konnte nie verstehen, dass sich Barry einfach so mit Nichtstun zufriedengegeben hat. Aber es war wahrscheinlich leichter für ihn, zu Hause zu bleiben. Weniger riskant. Barry hatte schreckliche Angst davor zu versagen, deshalb hat er es sich abgewöhnt, Sachen auszuprobieren. Und dann... diese Mädchen...«



Jane Casey

Der Ungnädige

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38010-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2013

Die Polizei nennt es Mord. Er nennt es Gerechtigkeit.

Die Öffentlichkeit feiert ihn als Helden: den Unbekannten, der zwei verurteilte Pädophile zu Tode gefoltert hat. Selbst für die Kripo haben die Morde nicht allerhöchste Priorität. Nach Ansicht der jungen Ermittlerin Maeve Kerrigan ist diese Art von Selbstjustiz jedoch unerträglich, und gegen alle Widerstände macht sie es sich zur Aufgabe, den selbst ernannten Richter und Henker jener Toten dingfest zu machen. Als aber die Gewalt eskaliert, muss sie sich entscheiden, wie weit sie für die Gerechtigkeit gehen will.

 [Der Titel im Katalog](#)